

## **Predigt**

von Pfarrerin Dr. Erika Godel

### **im Gottesdienst anlässlich ihrer Verabschiedung**

am 18.11.2013 in der Französischen Friedrichstadtkirche

Jesus aber sagte:

**Wer die Hand an den Pflug legt und nach hinten blickt, ist nicht geeignet für das Reich Gottes.**(Lk 9,62)

Dieses Wort aus dem Lukasevangelium ist mir bei der Ordination und bei Einführungen in mehrere Pfarrämter zugesprochen worden, und es hat mich immer in eine gewisse Unruhe versetzt. Heute höre ich es so:

Nach hinten zu blicken ist nicht gut, sagt Jesus. Zumindest nicht bei der Feldarbeit. Eigentlich überhaupt nicht. Aber wer glaubt's?

Schon im ersten Buch der Bibel wird uns erzählt, wie Frau Lot das nicht wahrhaben wollte und trotz ausdrücklichen Verbots zurückschaute als Feuer und Schwefel auf Sodom und Gomorra herunterprasselten. Sie erstarrte zur Salzsäule.

Ihr Beispiel hat aber die Israeliten nicht davon abgehalten, sich auf dem Weg ins gelobte Land bitter zu beklagen und wehmütig zurückzuschauen auf ihre Knechtschaft in Ägypten:

„Und es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron in der Wüste. Und sie sprachen: Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns herausgeführt in diese Wüste, dass ihr diese ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst“ (Ex 16, 2f.).

Ja, früher war eben doch alles besser, bei Kaiser und König, da war es schön. Bei den Nazis gab es wenigstens keine Arbeitslosen und man konnte sich als Volksgenosse, auch als Frau, überall auch nachts angstfrei bewegen, und in der DDR war der Zusammenhalt so viel größer als jetzt im vereinigten Deutschland mit seiner sozialen Kälte. Und und und...

Also vorwärts.

„Vorwärts und nicht vergessen, worin unsre Stärke besteht. Beim Hungern und beim Essen, vorwärts und nicht vergessen, die Solidarität.“ Das klingt ganz gut, hat aber als politische Leitlinie nichts gebracht. „Auf ihr Völker dieser Erde, einigt euch in diesem Sinn, dass sie jetzt die eure werde, und die große Nährerin“, hat nicht funktioniert, so wie Brecht es sich vielleicht gedacht hat, denn die Erde kann ja nie und nimmer die unsere werden, weil „die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen“ (Ps. 24,1).

Wie nun also: vorwärts oder rückwärts?

Es kommt darauf an, was man vorhat.

Wenn das Reich Gottes das Ziel ist, ist Rücksicht keine Methode, um es zu erreichen. Das sagt Jesus ohne Wenn und Aber. Ich finde das wunderbar. Diese Radikalität!

Erinnern sie sich an den „Steppenwolf“ von Hermann Hesse? Da heißt es gleich am Anfang: „Viele versuchen es, in der Mitte zwischen den Extremen sich anzusiedeln, in einer gemäßigten und bekömmlichen Zone ohne heftige Stürme und Gewitter, und dies gelingt ihnen auch, jedoch auf Kosten jener Lebens- und Gefühlsintensität, die aufs Unbedingte und Extreme gerichtetes Leben verleiht..., statt Gottbesessenheit ernten sie Gewissensruhe, statt Lust Behagen, statt

Freiheit Bequemlichkeit, statt tödlicher Glut eine angenehme Temperatur“ (Hermann Hesse, Steppenwolf, STB 1975, 59). Ist ja alles auch nichts Schlechtes.

Als ich das las und jetzt wieder las, wusste ich: Ich wollte nie und nimmer in die Mitte, sondern lieber die Gefühlsintensität, die das aufs Unbedingte und Extreme gerichtete Leben verleiht. Gottbesessenheit, Lust, Freiheit und tödliche Glut – das wäre es doch gewesen! Stattdessen nun wohlverdienter Ruhestand nach 40 Jahren Dienst, beamtenähnlich abgesichert.

„Bis hierher hat mich Gott gebracht in seiner großen Güte...?“ Ja schon, aber soll das schon alles gewesen sein?

„Das kann doch nicht alles gewesen sein, das bisschen Sonntag und Kinderschreien. Das muss doch noch irgendwo hingehen... Das soll nun alles gewesen sein. Da muss doch noch irgendwas kommen – nein? Da muss doch noch Leben ins Leben – eben.“

So konterte vor gut 40 Jahren Wolf Biermann meine Frage. Und irgendwie hat er Recht:

Da muss noch Leben ins Leben! Das weiß ich doch und singe deshalb oft und gerne:

„All Morgen ist ganz frisch und neu des Herren Gnad und große Treu; sie hat kein End den langen Tag, drauf jeder sich verlassen mag. O, Gott, du schöner Morgenstern, gib, was wir von deiner Lieb begehren. All deine Licht zünd in uns an, lass' Herz an Gnad kein Mangel han“ (vgl. EG 440).

Gott liebt mich. An jedem Morgen werde ich neu mit Chancen und Möglichkeiten ausgestattet, ein gutes Leben zu führen. Aber merken werde ich das nur in dem Maße, wie ich Gottes Liebe begehre. Etwas flapsig gesagt: ich muss scharf auf Gott sein.

Begierde ist in unserem Sprachgebrauch meistens negativ konnotiert als etwas Unkontrolliertes, Triebhaftes, das beherrscht werden muss. Aber vielleicht ist das genau die Haltung, die nötig ist, um auf nichts mehr Rücksicht zu nehmen, was nicht nach vorne weist, dem Ziel entgegen.

Und was ist das Ziel?

In dem Kontext, in dem Lukas das Jesuswort überliefert, das dazu auffordert, nicht zurückzuschauen, wenn man vorhat, das Reich Gottes voranzubringen oder gar sich selbst hineinzubringen, ist das nächste Ziel von Jesus und von allen, die ihn begleiten, Jerusalem. Nicht das Jerusalem, das wir als Sehnsuchtsort lieben, das mit den goldenen Gassen und den Toren aus Perlen, sondern das von Römern besetzte Jerusalem, in dem sich allerlei Volk herumtrieb und die Atmosphäre sehr gespannt war. Und dort wird er leiden und sterben und begraben werden. Wer mitgeht, begibt sich in große Gefahr. Deshalb ist es keine schrofte Abfuhr, kein unfreundlicher Akt, wenn Jesus allen, die tendenziell aufbruchswillig sind, sagt: überlegt euch gut, auf was ihr euch einlasst. Wenn ihr mit mir aufbrecht, dann müsst ihr alle Brücken hinter euch abbrechen, sonst wird das nichts.

Manche haben das verstanden, andere nicht. Manche sind aufgebrochen, viele auch nicht. Sind die einen nun die Guten, die es begriffen haben und die anderen die Bösen, die ewig Gestrigen, die nie aus den Puschen und ins Himmelreich schon gar nicht kommen?

Was ist mit uns, die wir alle weder Mutter Teresa geworden sind, noch Dietrich Bonhoeffer und bei denen es nicht annähernd zum Heiligen Franziskus noch zur Heiligen Johanna gereicht hat, obwohl wir mit deren Rollen immer geliebäugelt haben?

Reformation ist angesagt, großes Gedenken, Dekade mit wechselnden Jahresthemen bis 2017 – in diesem Jahr ist es Toleranz. Aber was beinhaltet die gute Absicht schon? Wollen wir wirklich reformieren, oder nur ein Reformationsjubiläum feiern. Unter einem Jubiläum, einem *annus jubilaeus* oder Jubeljahr versteht man eine Erinnerungsfeier bei der Wiederkehr eines besonderen Datums. Es leitet sich ursprünglich aus dem alttestamentlichen „Jubeljahr“ („Yovel“) her, das alle 100, 50, dann alle 25 Jahre gefeiert wurde. Durch das 1300 eingeführte Heilige Jahr wurde dieses Jubeljahr auf einen christlichen Festanlass übertragen. So richtig evangelisch ist diese Tradition demnach nicht.

Und steht eine Erinnerungsfeier nicht überhaupt in einem gewissen Widerspruch zu Jesu Aufforderung in unserem Text?

Wer aufbrechen will, sich neu und anders orientieren will, wer sich und sein Leben reformieren will, immer wieder neu, fängt der das damit an, dass er Vergangenes feiert, ein Reformationsjubiläum inszeniert und zelebriert? Wohl kaum.

Jesus fordert radikalen Aufbruch - ohne jeden Blick zurück – , wir hingegen pflegen eine Erinnerungskultur. Ja, wir existieren als Christen nur, weil wir in einer Tradition der Erinnerung leben, weil wir uns an Jesus Christus erinnern – den Anfänger und Vollender des Glaubens. Unsere Liturgien sind in Form gebrachte Erinnerungen, besonders in der Feier des Abendmahls als Gedächtnismahl kommt das zum Ausdruck. Das ist doch auch gut und richtig so. Nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft (Wilhelm von Humboldt).

Was nun? Kein Blick zurück oder doch?

Da ist ein Widerspruch erkennbar, der Exegeten nachweislich seit dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung beschäftigt hat. Sie haben versucht, ihn allegorisch weg zu deuten, oder aber ab zu schwächen und verträglich zu machen.

In den letzten Jahrzehnten haben Exegeten ihn gerne mit Gerhard Theißens These aufgelöst, dass Jesus eine radikale Wanderpredigerexistenz unter den Bedingungen apokalyptischer Weltanschauung gelebt hat, zu der äußerste Kargheit gehörte. Alle Sorge um das Irdische schüttelten er und seine Anhänger ab in Vorbereitung auf das himmlische Reich. Sie verzichteten auf Familie, Besitz und Heimat und lebten in kritischer Distanz zu allem, was normale Menschen interessiert. Ein solches Leben sei nur praktikierbar, so Theißen, unter extremen und marginalen Lebensbedingungen.

Nun, unter solchen Lebensbedingungen, leben wir – Gott sei Dank - nicht.

Aber das ist kein Grund und auch keine Entschuldigung, den Text zur Seite zu legen, weil er uns nicht betrifft. Wenn nicht diesen, welchen wollen wir denn dann überhaupt noch behalten? Nur den, dass du ein Gesegneter/eine Gesegnete bist und ein Segen sein sollst? Nur alles Reden von „Gott ist die Liebe“? Kurz gefasst in der Formel: Hab keine Angst, alles wird gut? Das predigen auch andere. Aber das Evangelium würde es arg verkürzen!

Erinnern sie sich an die Vorgeschichte des Segens, den Gott Abraham zusprach? Da war Abrahams Vater Terach. Er war es, der den Mut aufbrachte mit einigen seiner Kinder aus Ur in Chaldäa aufzubrechen nach Kanaan. Ein Etappenziel auf dem Weg war Haran und dort blieb Terach bis er starb. Womöglich hatte er da ein schönes Leben in einer idyllischen Kleinstadt, obwohl es noch nicht das erstrebte Kanaan war. Haran war weder damals noch heute die Hölle, sondern der Normalfall. Und ist der denn gar nichts wert? Richten wir uns nicht alle irgendwie in unserem jeweiligen „Haran“ ein und lassen „Kanaan“ Kanaan sein?

Nur Abraham war anders. Er hörte auf Gott, der ihm sagte: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde (Gen 12, 1). Was es unter den damaligen Bedingungen bedeutete, die Sippe zu verlassen, kann man sich gar nicht schlimm genug ausdenken. Aber Abraham hat es getan. Die Aufforderung zur radikalen Trennung und die Aufgabe jedweder Sicherheiten ist auch in dieser biblischen Geschichte die Vorbedingung zum Vorankommen.

Also ist sie doch nichts für uns?

Doch! Lukas stellt zwar das radikale Jesuswort in den Raum, aber er legt uns nicht nahe, dass Jesus damit eine unumstößliche Regel aufgestellt hat. Jesus sagt ja nicht nur, ihr müsst rücksichtslos sein und euch rabiät von allen Bindungen abkoppeln, sondern auch: Schaut nicht zurück und das heißt ja: schaut nach vorne! Bleibt nicht an dem hängen, was einmal war und was jetzt nicht mehr so ist. Bleibt nicht gefangen in rückwärtsgewandten Sehnsüchten nach einer besseren Zeit. Und bleibt vor allem nicht gefangen in dem, was euch im Leben nicht gelungen ist und in den Verletzungen und Enttäuschungen, die ihr erlitten habt. Nicht mal die Fehler, die ihr selbst zu verantworten habt und die ihr immer wieder macht, sollen euch aus der Spur bringen.

Stattdessen schaut nach vorn, schaut voraus. Habt das große Ziel vor Augen, dass Reich Gottes genannt wird. Erkennt das Feld der Möglichkeiten, die vor euch liegen. Zugegeben: Der Weg bis dahin ist weit, aber seht doch: Gott kommt uns entgegen! Er will uns begleiten dahin, wo Güte und Treue sich begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich küssen (Ps. 85,11).

Ist diese Aussicht nicht ein hinreichender Grund, um mit aufzubrechen? Keine Angst vor Überforderung. : „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu und trau des Himmels reichem Segen, so wird er bei dir werden neu“ (EG 369, 7).

Wir müssen doch gar nicht die Speerspitze der Bewegung bilden. Auch nicht als Kirche. Wir müssen dem Staat gegenüber nicht besserwisserisch sein und Andersgläubigen gegenüber schon gar nicht. Es reicht vollkommen aus, immer und überall bei unserer Sache zu bleiben, das heißt beim Evangelium und seinem einzigartigen, unverwechselbaren Ethos. Das muss in all unseren Reden nicht nur zur Sprache gebracht werden, sondern besser noch, gelebt werden und zwar so, dass anderen der Unterschied ins Auge springt.

Wenn es schick ist, eine freistehende Badewanne zu haben, und wir uns deshalb auch eine einbauen lassen, werden wir ununterscheidbar. Wenn wir die Armut nur immer heraufbeschwören, ohne den Armen etwas von dem, was wir ausreichend haben, abzugeben - wohlbermerkt von unserem Reichtum und nicht dem der Allgemeinheit und des Staates - , dann bleiben unsere Nachfolgeabsichten unkenntlich.

Dann müssen wir uns nicht wundern, wenn man uns unsere Nachfolgerhetorik nicht mehr glaubt. Immer neue, phantasievolle Alltagsinszenierungen der gelebten Hoffnung und Ausrichtung auf das Reich Gottes sind nötig. Das Bild von einem Bauern, der noch mit einem Ochsespann seine Furchen zieht, verstehen immer weniger Menschen, Berliner Kinder wahrscheinlich schon gar nicht mehr. Und überhaupt: wieso müssen Furchen denn gerade sein? Halten sie sich mit diesen Detailfragen nicht auf, es geht nicht ums Pflügen, sondern um die Geschicklichkeit und Entschiedenheit bei der Annäherung an ein großes Ziel.

Und haben sie bloß keine Angst, eine Nachfolgerin zu werden oder zu sein. Wer sich auf den Weg macht und Jesus nachgeht, der geht ja nicht ins Ungewisse, sondern in eine große Freiheit. Wir haben den Gesprächspartnern von Jesus damals etwas voraus: Wir wissen, dass Jesu Weg zum Ziel geführt hat. Er ist angekommen und insofern ist es gar nicht mehr so risikoreich, ihm nachzulaufen. Vor uns liegt das Reich Gottes, da soll niemand mehr weinen, da wird keine Angst und kein Schmerz mehr sein, nur noch Gott, alles in allem.

Ich weiß, dass auf mich über kurz oder lang der Gottesacker wartet, der Friedhof, auf dem es für mich nichts mehr zu pflügen gibt. Aber bis dahin kann mich die Hoffnung auf das Reich der Himmel noch zu vielem bewegen. Und sie alle auch. Deshalb gehen sie! Und gehen sie mit Gott! Aber gehen sie!

Amen.